

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 36. Bromberg, den 15. Februar. 1934

Die Masken der Gisa Gisbert.

Roman von Walter Erbse.

Die Balkontür stand offen. Sonne lag auf den knospenden Bäumen des Gartens und die Finken schmetterten.

„Wissen Sie, Fräulein Gisbert, Filmschauspielerin ist der Traum meiner Mädchenjahre."

„Es ist gut, gnädige Frau, daß es ein Traum gewesen ist."

„Sind Sie nicht mit Leib und Seele beim Film?"

„Leider mit Leib und Seele, gnädige Frau! Sie werden beide gut bezahlt, Leib und Seele!"

Die kleine Frau sah sie erschrocken an und auch der Rechtsanwalt hob den Kopf.

„Ich bin immer begeistert von den Filmen, in denen ich Sie sehe", sagte Frau Petersen.

„Der Film ist Mosaik, das aus einzelnen Stücken zusammengesetzt ist. Die Leistung der einzelnen Künstler wirkt als Ganzes, ist aber kein Ganzes. Aus einem Filmstreifen wird herausgeschnitten, was nicht gefällt. Wir sind die Puppen eines Regisseurs oder Filmoperateurs. Und schließlich kennt man sich selbst nicht mehr."

„Mein gnädiges Fräulein, ich glaube, Sie üben zu strenge Kritik an sich selbst. Sie sind doch eine unserer besten jüngeren Schauspielerinnen.""

„Der Film kann uns niemals eine große Aufgabe stellen die uns Schauspieler so befriedigt, wie eine Rolle eines Theaterstückes. Auf der Sprechbühne kann ein Ganzes gegeben werden, nicht im Film."

„Weshalb bleiben Sie aber dann beim Film, gnädiges Fräulein?"

„Weil ich mir eine Lebenshaltung erlauben kann, die sich auch die bestbezahlten Schauspielerinnen der Sprechbühne nicht gestatten können. Die Kunst geht nach Brot!"

Gisa sagte es mit lächelndem Munde, aber eine leise Bitterkeit schwang in dem Ton ihrer Stimme. — — —

Als sie dann später beim Mittagessen saßen, sagte Dr. Petersen: „Eigentlich dürfte ich nicht von Ihrem Prozeß sprechen, gnädiges Fräulein. Aber beim Studium Ihrer Akten bin ich auf einen guten Bekannten von mir gestoßen."

„Einen Bekannten von dir?" fragte Frau Inge neugierig.

„Ja, ich wollte es dir neulich schon erzählen, Inge. Ich habe es aber vergessen. Arno Willfeld hat mit Fräulein von Benkendorf den Nachtflug über die Alpen gemacht."

„Ach, Sie kennen ihn?" fragte Gisa.

„Ich war als Flugzeugbeobachter im Feld fast ein Jahr bei seiner Abteilung, und wir hatten uns angefreundet. Er ist ein prächtiger Mensch. Er hat viel Pech gehabt. Kurz vor Ende des Krieges wurde er bei einem tollkühnen Flug über den feindlichen Linien abgeschossen und kam heil in englische Gefangenschaft. Ich traf ihn zufällig im Winter neunzehn in Charlottenburg. Ich war damals Referendar. Er studierte an der technischen Hochschule. Er war nicht mehr der frische, fröhliche Draufgänger vom vorigen Jahre. Er war still und ernst geworden. Später erfuhr ich einmal den Grund. Eine unglückliche Liebe!"

„Davon erzähltest du nie etwas", sagte Frau Inge vorwurfsvoll.

„Ich weiß auch jetzt nicht, ob ich recht tue, wenn ich davon spreche."

„Sie haben uns neugierig gemacht, Herr Doktor!"

Gisa lächelte liebenswürdig. Sie wunderte sich, daß sie plötzlich das Schlagen ihres Herzen fühlte.

„Er hatte eine Braut daheim, eine Jugendliebe. Als er in englischer Gefangenschaft war, heiratete sie einen anderen. Er fand sie bei seiner Rückkehr als Frau seines Onkels. Sie war also seine Tante geworden."

„Der Ärmste!" rief Frau Inge.

„Nach ein paar Jahren wurde das väterliche Werk, dessen Teilhaber Willfeld geworden war, liquidiert. Ich hörte dann ein paar Jahre nichts von ihm, bis ich ihn eines Tages im Opernhaus zufällig traf. Er war Flieger geworden und ist jetzt bei den Albatroswerken angestellt."

„Als du ihn im Herbst zum Abendessen mitbrachtest, war er so wortkarg und zugeknöpft, daß es schwer war, mit ihm eine Unterhaltung zu führen. Jetzt kann ich wohl verstehen, daß er so ist."

Dr. Petersen nickte.

„Nach allem, was ich von Willfeld hörte, ist er ein großer Einsiedler geworden. Da mag er die Übung im Umgang mit anderen Menschen verloren haben . — — — Ich glaube, Inge, wir können den Kaffee auf dem Balkon trinken. Es ist ein herrlicher Frühlingstag heute."

Frau Petersen gab dem Mädchen die entsprechenden Anweisungen.

Sie saßen dann in der Sonne auf dem Balkon und sahen auf die grünenden Bäume des Gartens.

Der Rechtsanwalt erhob sich.

„Ich muß die Damen bitten, mich zu entschuldigen. Ich habe um vier Uhr eine Sitzung."

„Wenn Sie zur Stadt fahren, darf ich Sie bitten, mich mitzunehmen?" fragte Gisa.

Frau Inge sprach vom Bleiben, aber Gisa lehnte ab. Sie versprach wiederzukommen und lud die kleine Frau zu einem Plauderstündchen zu sich ein.

Dr. Petersen brachte sie im Auto zu ihrer Wohnung.

Sie war müde, sehr müde. — — —

4.

Die Stadt, die brodelnde, fauchende, in Ruß gehüllte häßliche Stadt hielt Gisa gefangen. Und draußen an den Havelseen blühte der Frühling. Ohne Genehmigung der Staatsanwaltschaft durfte sie ja die Stadt nicht verlassen. Die häßliche Stadt war ihr Gefängnis.

Gisa fuhr oft stundenlang durch die Straßen, ziel- und zwecklos. Ihre kleine nette Wohnung war ihr plötzlich so eng, daß sie darin zu ersticken glaubte. Sie war Maria dankbar, wenn sie ihr Gesellschaft leistete. Sie fürchtete das Alleinsein. Die Arbeit im Atelier war für sie die angenehmste Unterbrechung.

Eines Tages fiel ihr George Stenford ein. Ein Abend in seiner Gesellschaft war schließlich besser, als die drückende Einsamkeit ihrer Wohnung. Sie rief ihn an. Er war entzückt, als sie vorschlug, heute Abend zusammen ins Opernhaus zu gehen. Er wollte die Karten besorgen und sie abholen. Sie war einverstanden.

Dann wurde sie nachdenklich. Sie hatte Stenford nie gut behandelt, hatte ihn mit Mißachtung gestraft und sich über seine primanerhafte Verliebtheit lustig gemacht. Heute nun war er gut genug, um ihr die Einsamkeit zu vertreiben. Sie schämte sich ein wenig. Sie nahm sich vor, nett zu ihm zu sein.

Stenford war pünktlich. Er zog ihre Hand an die Lippen.

„Ich bin glücklich, gnädiges Fräulein!"

Sie fuhren ins Stenfords Wagen zur Oper.

In der Fremdenloge waren sie allein. Gisa beugte sich ein wenig über die Brüstung. Sie glaubte ihren Namen zu hören, und meinte, alle Menschen starrten sie mit den Operngläsern an. Sie lehnte sich in ihrem Sessel zurück und zerknitterte nervös das Programmheft.

„Ich habe Sie lange nicht gesehen, Mister Stenford!"

„Sie haben mich nicht sehen wollen, gnädiges Fräulein."

Sie nickte. „Ja, Mister Stenford! Ich wollte Sie nicht sehen, wollte überhaupt niemand sehen. Vielleicht kompromittiere ich Sie, wenn Sie sich mit mir sehen lassen."

„Mein gnädiges Fräulein!"

„Das auswärtige Amt interessiert sich für meine Person."

Stenford lachte.

„Besonders ein Attaché der amerikanischen Gesandtschaft."

Gisa stimmte in sein Lachen ein.

„Ich stehe unter Aufsicht des Staatsanwaltes, Stenford!"

„Man bauscht Ihre Tat unnötig auf, gnädiges Fräulein."

Die Lichter erloschen. Die hellen Akkorde Richard Strauß' rissen Gisa aus ihrem Grübeln. „Wie schön ist Prinzeß Salome heut' Nacht!"

Seltsam, Gisa konnte nicht genügend Konzentration aufbringen, die Musik wie sonst in sich aufzunehmen. Sie stützte den Kopf in die Hand und blickte aus halbgeschlossenen Lidern zu Stenford. Das Licht der Bühne fiel auf sein breites, gesundes Gesicht. Sie wußte, er heuchelte kein Musikverständnis. Er brachte ihr ein Opfer. Und nicht nur das Opfer dieser Stunde würde er bringen, wenn — — sie suchte die Gedanken auszulöschen. Was galt ihr Stenford, Sie war kein Mensch, der seine Gefühle dem Verstande unbedingt unterordnete.

Sie zwang sich, der Oper zu folgen. Die leidenschaftliche Musik riß sie in ihren Bann. Die Umwelt versank.

Sie saß noch stumm, als das Spiel beendet war und der Beifallssturm durch das Haus dröhnte. Langsam wandte sich Gisa um. Stenford stand hinter ihrem Sessel.

„Sie sind doch damit einverstanden, daß wir noch einen kleinen Imbiß im Adlon einnehmen, gnädiges Fräulein?"

Sie nickte stumm und schritt an seiner Seite zur Garderobe.

Stenfords Auto wartete am Portal und brachte sie zum Adlon Hotel.

Stenford hatte gut vorgesorgt. Ein Tisch war reserviert und das Souper bestellt.

Sie redeten nicht viel, während der Kellner die Speisen servierte. Gisa fühlte den bewundernden Blick Stenfords. Er hob das Glas und trank ihr zu. Er hatte etwas Treuherziges Jungenhaftes in seinem Wesen. Das hatte Gisa gern an ihm.

„Sie wissen nicht, wie glücklich Sie mich machen, daß Sie mir diesen Abend schenken, gnädiges Fräulein!"

Ehrlich sagte Gisa:

„Sie bewahren mich vor dem Alleinsein, Mister Stenford. Der Grund unseres Zusammenseins ist also ein sehr egoistischer."

„Trotzdem bin ich Ihnen dankbar, gnädiges Fräulein. Sie geben mir ja sonst kaum eine Möglichkeit, mich Ihnen zu nähern."

„Ja, Mister Stenford! Ich werde in meinem augenblicklichen Ausnahmezustand meinen Prinzipien untreu!"

„So muß ich die Gelegenheit wahrnehmen, Ihnen mein Herz zu Füßen zu legen."

Gisa hielt sich mit komischem Entsetzen die Ohren zu.

„Bitte hören Sie mich an, Gisa", sagte er ernst.

Sie wußte, was er nun sagen würde, und ihr Gesicht wurde kühl und abweisend.

„Ich mache Ihnen kein Liebesgeständnis, Gisa! Sie wissen bereits, daß ich mich in Ihr Filmbild verliebt habe, bevor ich Sie kannte, daß ich Ihnen nachforschte und Sie fand, schöner und begehrenswerter, als im Bild. Sie nennen das wohl romantisch. Vielleicht entspricht die Art, wie ich Sie kennen lernte, meiner kindlichen, primitiven Natur. So ähnlich drückten Sie sich ja einmal aus, und Sie haben wahrscheinlich recht. Sie können meine Gefühle nicht erwidern, ich weiß es. Aber Sie könnten mir nur freundschaftlich gesinnt sein, so könnte das schon der Grund sein, worauf sich ein gemeinsames Leben aufbauen ließe."

Gisa wandte den Kopf zur Seite. Sie fürchtete sich, in die treuen Jungenaugen zu blicken.

„Gisa, ich bin auch nach amerikanischen Begriffen reich." Sie könnten Ihr Leben nach Ihren Wünschen einrichten."

„Reden Sie nicht weiter, Stenford! Ich habe heute fast den Boden unter den Füßen verloren. Ich könnte heute nach jeder Hand greifen, die mich hielte, nur aus dem Gedanken, daß ich geborgen wäre. Das wollen Sie doch nicht! Mein Ja soll nicht aus einer Depression entspringen. Lassen Sie mir Zeit! Lassen Sie mich wieder ein freier Mensch sein, der nicht unter Aufsicht des Staatsanwaltes steht! Dann will ich Ihnen ein ehrliches Ja oder Nein sagen! Soll das gelten?"

Sie streckte ihm die Hand über den Tisch hin. Er zog sie an die Lippen.

„Ich danke Ihnen, Gisa!"

Als sie zusammen in dem Auto saßen, fragte Stenford:

„Darf ich Sie ab und zu zu einem Plauderstündchen abholen, gnädiges Fräulein?"

„Ja! Ich werde Sie anrufen."

Er verabschiedete sich an der Haustür mit einem Handkuß.

„Auf Wiedersehen!"

Nachdenklich stieg Gisa die Treppe zu ihrer Wohnung hinauf. Vielleicht würde sie eines Tages ein Ja sagen.

*

Gisa hatte seit einer Woche eine neue Rolle einstudiert. Als sie eines Morgens zur Stellprobe zu dem neuen Film ins Atelier kam, nahm sie Langer, der die Regie übernommen hatte, beiseite.

„Fräulein Gisbert, der Direktor wünscht eine Umbesetzung der Rollen. Fräulein Ruhland soll Ihre Rolle übernehmen."

„Aus welchem Grunde?"

Langer zuckte die Achseln.

„Der Direktor wünscht die neue Besetzung. Ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, daß es mir herzlich leid tut, Sie nicht in der Rolle zu sehen."

In Gisas Gesicht wetterleuchtete es. Sie stampfte mit dem Fuß auf.

„Warum Langer? Seien Sie doch ehrlich!"

„Baronowski fürchtet, daß Ihr Prozeß den Film verzögern könnte."

Sie lachte hart auf.

„Ich will . . ." Sie drehte sich um und lief zu ihrem Auto.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Welten.

Skizze von Emanuela Baronin Mattl-Löwenkreuz.

Es gibt Menschen, die so eng von der Kulisse ihres Lebens umstellt sind, deren von der Öffentlichkeit getragenes Wirken dabei so abschließend ist, daß sie fremden Eindrücken wenig zugänglich erscheinen. Diese Menschen leiten aus der Besonderheit, zu der ihre Daseinsform zwingt, die Begründung her, sozusagen auf Zehenspitzen um sich selbst herum zu gehen. So sind sie oft recht verschieden von dem Bilde, das sich die Welt von ihnen macht; wenn sie nicht in so entzückender Weise großzügig wären, müßte man sie für hoffnungslos verrannt und ohne jeglichen Weitblick halten . . .

Wir erwarteten unseren berühmten Freund bei seiner Ankunft in Newyork. Sein Name knüpft an Forschungen

von weltumspannender Bedeutung. Er hat nicht einen Wald von Büchern geschrieben, aber die wenigen, erlesenen Stämme ragen in die Geschichte der Zeiten. Nichts von Eitelkeit haftete dem kleinen, quecksilbrigen Gentleman an, als er den Landungsplatz, schwarzweiß von Menschen, die ihm verrückt mit den Taschentüchern zuwinkten, betrat. Er fragte: „Wen sie wohl so begrüßen mögen?“ Sie umdrängten ihn, schoben ihn dem spinnenbeinigen Leitsprecher zu, Kinoleute kurbelten, er aber hatte nur Augen für einen kleinen Koffer, der seine Arbeiten enthalten mochte. Wir begleiteten ihn in das 22. Stockwerk eines vornehmen Hotels und waren bemüht, es ihm behaglich zu machen. Er räumte bereits seine Frackhemden ein und sah uns durch Brillengläser schüchtern-freundlich an.

Die Festsitzungen, wo er die mit Spannung erwarteten Reden in einem leidlichen Englisch hielt, ermüdeten ihn. Wie alle Schreibtischmenschen hatte er einen schwachen Magen. Abstinenzler war er natürlich auch. Er meinte, das unaufhörliche Händeschütteln, das ihm den Arm aus der Schulter risse, sei seinem Rheuma nicht zuträglich. Wir machten uns darauf gefaßt, daß er uns eines Tages entschlüpfte, in das 44. Stockwerk eines gar nicht vornehmen Hotels zöge und unauffindbar blieb.

Da hatte jemand einen netten Einfall. Beim nächsten Bankett gab man ihm nicht eine jener uralten „Ladies“ zur Tischnachbarin, erschreckend dekolletiert, geschmückt und gemalt, sondern wählte die augenblicklich beliebteste Filmschönheit, von der auch noch gemunkelt wurde, sie hätte ihre Kindheit in seinem Vaterland zugebracht. Auch sie trug eine Last von Brillanten und Perlen und mit ihren unbekümmert langen Sportschritten schleppte sie einen Stoff nach sich, auf dem Sonne, Mond und Sterne zu glitzern schienen. Aber das schmale Gesicht mit dem glatten Scheitel war berückend natürlich. Ihre Augendeckel waren weder schwarz noch grün, sie hatte keine angeklebten Wimpern und ihren eigenen jungen, blaßrosenroten Mund. Sie war so schön, daß sie auf solche Behelfe leicht verzichten konnte, daß einem bei ihrem Anblick einfach der Atem stockte.

Sie sagte, sie sei eben aus Hollywood gekommen. Unser gelehrter Freund strich sich das graublonde Haar aus der Stirn und sah so hilflos aus, als müsse er sich erst auf seine Geographie besinnen.

„Gestern bin ich noch unter Palmen geschwommen. Ich habe nämlich „mein eigenes kleines Meer“, fügte sie lachend hinzu, „ich kann es nicht leiden, schaut man mir beim Baden zu oder wenn ich bäuchlings liege und Sandkuchen mache, wie ich's als Kind getan.“

Unser Freund wurde lebhafter. Sein kurzer Arm im tadellosen Frackärmel beschrieb Gesten, als wüßte er nichts von Rheumatismus. Ohne an seinen Magen zu denken, nahm er von allen Schüsseln, und wir beobachteten, daß er in fröhlicher Zerstreutheit seinen Teller furchtbar belud. Er begann sich so heimisch zu fühlen, daß er der üblen Gewohnheit nachgab und irgend etwas mit der Gabelspitze auf das Tischtuch zeichnete. Sein gelichteter und ihr dunkles Köpfchen neigten sich einträchtig darüber. Machte er ihr eine seiner Thesen anschaulich? Erklärte er ihr Welträtsel? Es hatte eher den Anschein, als verlöre er ein wenig die Welt unter den Füßen — er zeichnete einen Drachen, aus dem er als Junge beinahe ein Flugzeug gemacht hatte. Vergangener Bubenseligkeit hingegeben rief er: „Und denken Sie mal — auf der Marmorplatte von meines Vaters Toilettentisch zündete ich Kölnischwasser an, wenn es der alte Diener erlauben mochte . . .“

Sie erzählte träumerisch von einer Kinder-Geburtstagstorte mit ein paar roten und blauen Kerzlein.

Beinahe wurden wir besorgt, als er auch Wein trank. Nach der Tafel eilten wir auf ihn zu. Lächelnd hantierte er an einer riesigen Zigarre, die er vergessen hatte anzustecken.

Die beiden fanden rasch wieder zueinander. Sie überragte ihn um Kopfeshöhe. Aber stattlich genug schritt er an ihrer Seite, ein Ordensband über der Weste, mit dem geistreichen, ein wenig gefurchten Antlitz, über das es wehmütig und zugleich wunderbar glücklich aufzublitzen schien . . .

Als wir spät in seinem Hotel vorsprachen, sahen wir noch Licht in seiner Zimmerflucht. Im Samtschlafrock glich er Faust. Aber einem Faust mit steifen Haarborsten und schmalen, erhitzten Bäckchen.

„Nein, ich bin noch nicht zu Ruhe gegangen. Fast wäre es schade, ein Erlebnis in den schwarzen Sack zu stecken und zu verschlafen. War es mir doch heute vergönnt, ein in jeder Hinsicht vollendetes Geschöpf kennen zu lernen. Sie besitzt alles, und fast ist es zu viel! Jugend will das Erlesene an sich reißen — wir andern sind darin glücklicher, wir sind schon beseligt, wenn wir —“, er brach ab und fügte ein wenig atemlos hinzu: „Weiß einer von euch, wer eigentlich die Dame war?“

Wir nannten einen Namen, bekannt auf beiden Halbkugeln. Sinnend blickte er auf.

Kopfschüttelnd, zweifelnd, wiederholten wir. Er sah uns immer noch fragend an. —

Eine Woche später — unser großer Freund dampfte bereits nach Europa zurück — waren wir in Hollywood. Ein riesiger Landbesitz, der tatsächlich durch einen Stachelzaun bis an den Strand abgegrenzt ist. Wir trafen die Filmdiva in einer Küche mit rosa Verkachelung an, einen elektrischen Herd, der von Glas und Nickel blitzte, umgeben von zwei jungen Dienerinnen in rosa Kattun und kleinen Häubchen. Es ist bekannt, daß sie ihre wenigen Mußestunden der Spielerei ihres Haushaltes widmet. Sie warf ein Tuch über einen goldgelben Teig, der „rasten“ müsse, wusch sich die ringlosen Hände und führte uns in einen Raum voller Blumen, Vogel-Volièren und Schaukelstühle.

Wir plauderten. Ein leiser Unterton ließ uns aufhorchen. Was war mit der Göttlichen? Hatte sie Kummer, Launen, oder langweilten wir sie bloß?

„Wie unterhielten Sie sich neulich auf dem Bankett?“ lenkten wir ab.

Etwas wie Farbe schoß in ihre bräunlichen Wangen. „Es war ein Abend wie nie“, entgegnete sie einfach. „Ich bin ja noch jung, so kann ich ruhig die Schwäche für ältere, liebenswürdige Männer eingestehen. Und wenn man sich sagen muß, daß man diesem netten, klugen Menschen nirgends wieder begegnen wird . . .“

„Klug?“ griffen wir auf, „klug nennen Sie ihn?“

Eben lärmte es in den Volièren, ein paar der gefiederten Juwelen flatterten kreischend auf; so riefen wir, schrien, warfen ihr, einer dem andern zuvorkommend, seinen erhabenen Namen entgegen.

Sie legte ein Knie über das andere und stützte nachdenklich das Kinn in die Hand.

In den Käfigen wurde es still. Gespannt warteten wir. Sie hob den schönen Kopf und sah uns der Reihe nach an. „Verzeiht, ich habe diesen Namen wirklich nie gehört . . .“

Kleines Abenteuer.

Skizze von **Werner Schumann.**

Wenn mein Freund Udo in seinem Wagen sitzt, ist er stets in aufgeräumtester Stimmung. Zu seinen merkwürdigen und sehr liebenswerten Gewohnheiten gehört es, unterwegs arme, alte oder schwache Menschen in sein Auto zu verpacken und sie so, ehe sie sich versehen, blitzschnell an ihr Ziel zu bringen. Man kann sich leicht vorstellen, daß diese schöne, aus unablässig guter Laune geborene Neigung meines Freundes schon recht oft zu den seltsamsten Situationen geführt hat. Er unterstreicht nämlich seine freundliche Einladung gern mit gewalttätig scheinenden Gesten, wenn er auf Widerstand stößt — mit handgreiflichen Gesten, die in den also Aufgelesenen manchmal den Gedanken aufkommen lassen, daß die Sache nicht ganz geheuer sei . . .

Eines strengen Wintertags fahren wir durch die Lüneburger Heide. Um uns ist die grandiose Stille der verschneiten Ebene, kein Mensch weit und breit. Eisig schneidet der Wind ins Gesicht. Wir kommen durch verschlafene Dörfer, Krähenschwärme stieben heiser plärrend auf — Hundegebell. Da tritt, vielleicht tausend Meter vor uns, ein Pünktchen aus dem Walde, und dieses Pünktchen erweist sich in wenigen Sekunden als ein altes Mütterchen, das unter der Bürde eines großen Reisigbündels tiefgebückt den Heimweg auf der Landstraße antreten will

Udo sagt wie in plötzlicher Erleuchtung: Die nehmen wir mit! Ich wage einen bescheidenen Einwand: Ob sich die Alte auch wirklich freuen werde, ob sie nicht lieber zu Fuß nach Hause tippele? Udo jedoch läßt keine Widerrede gelten. Er stoppt dicht neben der Reisigsammlerin, die uns in ihrer gebückten Haltung und Schwerhörigkeit noch nicht einmal bemerkt hat, und gibt ihr strahlenden Angesichts zu verstehen:

Sie möge nur einsteigen, wir würden sie im Handumdrehen vor ihrer Kate absetzen

Die gute Frau bleibt stehen, hebt ihr zerknittertes, von Wind und Wetter gegerbtes Gesicht und reißt die kleinen Augen erstaunt auf: „Ach Herr . . .!" sagt sie und kichert dabei ein wenig in sich hinein, denn sie glaubt natürlich, der Autobesitzer wolle sie zum besten haben.

Mein Freund wird ungeduldig: „Na los, Mutter, rin in den Fond!"

Das brave Mütterchen aber versteht immer noch nicht, und wie um besser zu hören, legt sie die Hand ans Ohr und macht uns verständlich, daß sie zwar schon viele Autos gesehen, aber noch nie in ihrem langen Leben zu einer Autofahrt eingeladen worden sei. Und überhaupt: sie in ihrem Aufzug, das Holz aufgehuckt, was sollten da wohl die Leute sagen! Nein nein, das wäre nichts für sie, wir sollten uns lieber eine hübsche, junge Dame mitnehmen, hihi.

Da geht Udo mit volksrednerischer Gewandtheit noch einmal zum Angriff vor, mit dem Ergebnis, daß die Bedenken der Alten zerstreut werden und die Ängstliche schließlich hinten in den Polstern sitzt, eine dicke Flauschdecke über den Knien und das weit aus dem Wagen ragende Bündel neben sich.

„Wo wohnst du, Mütterchen?" Da und da, erklärt sie umständlich, da hinten durchs Dorf, links um die Kirche herum, dann wieder ein Stück durch den Wald, und dann den zweiten Weg rechts herein. Wir fahren, erst langsam, damit sich unsere Reisende an den ungewohnten Zustand gewöhne. Und tatsächlich muß sie nun wirklich Vertrauen zu uns gefaßt haben, denn alle Zweifel sind aus ihrem kleinen, verschrumpften Gesicht verschwunden, und etwas wie Glanz tritt in ihre Augen. Ich wende mich öfters nach ihr um; dann sieht sie mich immer dankbar und gerührt an, sie hat den Blick der Kreatur, die Sorgen und Kummer und harte Arbeit kennt und der nun plötzlich der Stern eines raschen Glücks erschienen ist. Die Linke hat sie um ihr Brennholzbündel gelegt, ihr Wolltuch flattert im Winde. Und die trockenen Lippen sind, trotz des eisigen Gegenwindes, einen dünnen Spalt vor Staunen geöffnet, daß es so etwas wirklich gibt, daß man sein Holz bequem im Arme halten und wie eine Dame in weichen Polstern sitzen kann.

Udo jedoch, solchen Betrachtungen von Natur aus abhold, legt jetzt alle fünfzig Meter ein schärferes Tempo vor, und schließlich fegen wir die letzte Strecke mit neunzig Kilometer Geschwindigkeit durch die winterlich karge Heide.

Als ich mich neugierig nach unserer Begleiterin umsehe, ist alles freudige Staunen von ihr abgefallen, ihr linker Arm preßt das Bündel verzweifelt an sich, die rechte Hand hält den Türgriff krampfhaft fest. Zweifel scheinen sie zu bestürmen, in ihrem Gesicht steht endlich die helle Angst des hilflos ausgelieferten Geschöpfes. Sie weicht meinem fragenden Blicke, meinem aufmunternden Augenblinzeln aus. Starr und auf das Schlimmste gefaßt, blickt sie auf den Boden. Armes Mütterchen! Aber wir sind jetzt gleich am Ziel. Der Wagen hält mit sanftem Ruck vor einer kleinen, wie ein mächtiges Tier im Schnee schlafenden Kate.

Udo springt heraus, öffnet kavalierhaft den Schlag und spricht unsere Reisende herzlich an: „Na, Mutter, stimmt's? Sind wir hier richtig?" Sie nickt — jawohl, es ist richtig hier, sie ist hier zuhaus. Aber sie sitzt noch immer unbeweglich und kommt wie aus einem bösen Traum langsam zu sich.

Die Tür der Kate öffnet sich klappernd und knarrend, eine jüngere Frau, anscheinend die Tochter, tritt heraus, schlägt die Hände überm Kopf zusammen: „Jessas, Mutter, was ist denn dir passiert?"

Nichts ist passiert, lachen wir, quietschvergnügt sei die Mutter, sie habe nur eine kleine Spazierfahrt durch die Heide gemacht.

Und dann heben wir die Alte behutsam aus dem Wagen und stellen sie auf ihre dünnen Beinchen und laden auch das Reisigbündel ab, das die Tochter, nun schon lächelnd, in Empfang nimmt.

Leb wohl, Mutter, auf Wiedersehen!

Sie stammelt einen Dank, hält lange unsere Hände. Irgendetwas hat sie noch auf dem Herzen.

Und da bekommen wir es auch schon zu hören, halb Vorwurf, halb Entschuldigung ob ihres Mißtrauens, aber wie befreit von einem schweren Albdruck: „Ach du lieber Himmel, ja, ich hab' schon geglaubt, sie wären so Mädchenhändler!"



50 Jahre Fernsehen.

Wer glaubt, daß das Fernsehen ein Kind der jüngsten Zeit sei, befindet sich in einem Irrtum. In Wirklichkeit vollendet dieser Zweig der Technik bereits das erste halbe Jahrhundert seines Lebens. Man muß allerdings gestehen, daß es für sein Alter noch reichlich kindlich ist.

Im Jahre 1884 war es, als der Ingenieur Paul Nipkow das Instrument erfand, das zur Grundlage der gesamten Fernsehtechnik geworden ist. Nipkow hatte sich schon in jungen Jahren für das Telefon interessiert und war auf den Gedanken gekommen, eine ähnliche Einrichtung für das Fernsehen zu konstruieren. Durch sein Studium bei Helmholtz und Slaby gut vorbereitet, arbeitete er an dem Problem des Fernsehens und erkannte schon früh, daß das Grundelement dafür eine runde Scheibe sei, die in Spiralform mehrere Löcher haben müsse und vor dem zu übertragenden Gegenstand gedreht werden müsse. Die gleiche Einrichtung sollte dann vor dem Empfänger angeordnet werden. Wurde durch die erste Scheibe das Bild geteilt, so sollte die zweite Scheibe es wieder zusammensetzen. Vor allen Dingen kam es aber darauf an, daß beide Scheiben völlig gleich liefen. Das Faradaysche Lichtrelais sollte die Bildpunkte in Stromstöße verwandeln. Nipkow reichte seine Pläne dem Reichspatentamt ein, das sie im Januar 1884 unter dem Zeichen „DRP Nr. 30 105" registrierte. Das Interessante ist, daß eine derartige Scheibe damals überhaupt noch nicht hergestellt worden war, sondern daß dieser Plan nur in Nipkows Gehirn und auf dem Papier existierte.

Nipkow beschäftigte sich dann nicht mehr weiter mit seiner Erfindung, sondern arbeitete im Eisenbahnsignalwesen. Er machte später noch eine zweite Erfindung, die er zum Patent anmeldete: Ein Flugzeug, das nach den Grundsätzen des Insektenfluges erbaut war. Erst als er bereits pensioniert war, widmete er sich wieder seinen Jugendideen. Inzwischen war das Problem des Fernsehens brennend geworden. Die Nipkowsche Scheibe wurde überall zum Bau von Fernsehapparaten benutzt. Jetzt fand Nipkow endlich Verständnis für seine Pläne, und es machte ihm wieder Freude, daran zu arbeiten. Er erfand das Prinzip der Synchronisierung für Fernsehgeräte, die an das Lichtnetz angeschlossen sind. Seine Arbeit fand Anerkennung, und die Reichspost setzte ihm eine Rente aus. Seine Jugendarbeit wurde dadurch gekrönt, daß ein Flugzeugwerk nun auch noch sein Flugzeugpatent aufgekauft hat und dabei ist, eine Maschine nach seinen Plänen zu bauen.

Anselm Feuerbach

dichtete für sich selber folgende Grabschrift:

Hier liegt Anselm Feuerbach,
Der im Leben manches malte,
Fern vom Vaterlande — ach —
Das ihn immer schlecht bezahlte.

Friedrich Nietzsche

schrieb mit Recht von sich:

„Ja! Ich weiß, woher ich stamme:
Ungesättigt gleich der Flamme
Glühe und verzehr ich mich!
Licht wird alles, was ich fasse,
Kohle alles, was ich lasse,
Flamme bin ich sicherlich!"

Verantwortlicher Redakteur i. V.: Arno Ströse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.